

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

75 (31.3.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

In der Schwefelgrube Eine Wanderung im faschistischen Arbeiterparadies

Wenn man mit Arbeitern ins Gespräch kommt, so behauptet es oft, daß man von diesen den Anspruch entgegennehmen sollte, sie hätten doch nichts mehr zu verlieren, es könne gleich sein, wer aus Ruher kommt. Daß dieser Anspruch falsch ist, sei an Hand von Tatsachen aus dem faschistischen Italien dargelegt, die leben vom Faschismus und Kommunismus noch nicht ganz verdrängtem Gehirne seien, was wir im Vergleich zum faschistischen Italien an Verunsicherungen noch alles zu verlieren haben. Ein Einblick in die irrealen Arbeitsverhältnisse in den Schwefelgruben von Civitavecchia zeigt uns ein Bild von Arbeiterleben, wie dieses in Deutschland heute nicht mehr zu finden sein dürfte.

In Civitavecchia war es, wo wir, geführt von zwei jungen Turluchen, in die Tiefen der Gruben hinabstiegen.

Unzählige Stufen führten hinab. Das losgebauene Schwefelgestein wird allerdings auf Loren und mit denselben mittels Aufzuga in die Höhe befördert, während die Menschen in Ermangelung eines Personenaufzugs den etwa 200 Meter tiefen Weg zu Fuß zurücklegen müssen, was ganz besonders anstrengend ist, da die Grube zu den größten des ganzen Landes zählt. Auf der überaus engen, in den weichen Stein gebauenen Treppe kann nur eins hinter dem anderen gehen und muß sich der Unannehmlichkeit an den rechts und links angebrachten Seilen halten. Da einige Wasserläden die Treppe queren, ist dies unbedingt geboten, um auf dem schlüpfrigen Boden nicht zu fallen. An einer Stelle verjagte die Bewetterung.

Die jähe Hitze preßte den Schweiß aus den Poren und man ist wie aus dem Wasser gezogen. Der heiße Dunst würgt am Hals und man hat zeitweise das Gefühl, als müßte man erstickend. Unten angekommen, übernahm ein gewandter und überaus lebenswürdiger Steiger, mit dem faschistischen Abzeichen versehen, Mann die Führung. In der mit Schwefel geladenen Atmosphäre rollten die beladenen Loren unter lautem Getöse vorüber. Von den Kohlen, die in Etagen übereinander liegen, sind einzelne Stößen in das Berginnere getrieben. Baumhölzer halten nur mit Mühe den gewaltigen Druck aus. Allmählich an das Halbdunkel gewöhnt, sieht man die Menschen bei der Arbeit. Da sind es mehrere zusammen, dann wieder einzelne, die sich wie die Würmer in den Berg hineingehöhrt haben und in steigender Stellung ihre schwere Arbeit verrichten. Mit wuchtigen Schlägen hämmern die Männer das braunschwarze Gestein mit dem ungeschmolzenen Schwefel los. Manchmal sprengen sie es auch mit Dynamit. Zugelächelte Arbeiter, darunter Kinder, tragen die losgebauenen Massen in Körben zu den bereitstehenden Loren. Da infolge der großen Hitze fällt alle bis auf Sohle unbedeckt mit, alänt ihre schweißige Haut wie die eines Indigers.

Wenn man die jugendlichen Arbeiter nach dem Alter fragt, erhält man die ihnen ansehnend auf eingetriggerte Antwort: fünfzig, sechzig, fünfundsiebzig Jahre, da nach dem Geleis die Arbeit für Jugendliche unter 15 Jahren verboten ist. In Wirklichkeit befinden sich aber unter ihnen Kinder von 12 Jahren, die unter der Last des Gesteins an uns vorüberleuchten und uns gleichsam als Wundermenschen, mit ihren großen schwarzumrahmten Augen anstarrten. Kein Wunder, daß diese Menschen an Wachstum sowohl körperlich wie geistig verümmern und mit ihrer Berufsarbeit in vierzehn Jahren meistens erkranken. Wie in ganz Italien, so sind auch hier die freien Gewerkschaften ganz aufgehoben und gibt es

nur die faschistischen Zwangsarbeitsstellen.

von denen in Italien jeder einigermaßen aufgeweckte Proletarier nur mit verhaltenem Anrimm berichtet. Die Arbeitszeit beträgt über Tage neun und unter Tage acht Stunden. Hierbei ist in Betracht zu ziehen, daß in Civitavecchia keinerlei Wohnmöglichkeiten vorhanden sind. Die Arbeiter wohnen etwa zehn Kilometer entfernt und müssen über Berg und Tal, in zweistündigem Marsche diese Strecke bis zur Grube und daselbst nach Feierabend tagtäglich zu Fuß zurücklegen. An Arbeitslohn wurden damals 15-18 Lire, das sind pro Tag 2,80 bis 3,40 M., bezahlt. Nach den Abzügen, die man in den letzten Jahren auch in Italien mehrmals gemacht hat, dürfte wohl kaum ein Arbeiter da sein, der heute noch mehr als drei Mark pro Tag verdient.

Sozialurlauben kennt man nicht. Einrichtungen wie Kantinen oder Kassen sind nirgends zu finden. Der Eindruck des Primitiven und Abens ist überall wahrzunehmen und steigert sich bis zum Entsetzlichen.

Während der Mittagspause, als wir uns in einer großen Veranda befanden, waren wir im Ru in einem hiesigen Grubenarbeiter umringt. Bei ihrem Anblick gedachten wir der Warnung, die uns ja nicht die Briefe vorzulesen, auch keinerlei Wertigkeiten wie Ringe, Uhren oder sonstigen Schmuck mitzunehmen, weil die Gefahr der Ausplünderung gegeben sei. Wir hatten uns dafür die Taschen reichlich vollgepackt mit Zigaretten und Zigaretten, die wir reichlich in die Menge hineinwarfen. Es war dieses etwas Durchdringende für das sozialistische Empfinden.

Männer, die in Arbeit Handen, als Bettler zu schauen, aber noch furchtbarer. Männer sich flehentlich hüten zu leben und die Zigaretten aufzubewahren, die der wirtschaftlich Stärkere ihnen anwarf. Knechtstirn und Nationalismus gehören in gewisser Weise zusammen, weil beide sich vor der Kränke des Stärkeren beugen. Vielleicht hat gerade darum in dieser faschistischen, rückständigen Arbeiterstadt der Faschismus so festen Fuß fassen können. Aber einige Arbeiter standen bei dieser Szene doch abseits und beteiligten sich nicht daran. In ihren Augen funkelte es dunkel auf wie Scham über das gegenwärtige und gewaltige Schicksal auf das Kommende.

Auf diese Gruppe traten wir zu und erklärten ihr, daß wir deutsche Sozialisten seien. Ein Leuchten überlief plötzlich ihre Gesichter und ergriffen schüttelten sie uns die bereitgestellten Hände. Nachdem wir uns einige Zeit mit ihnen unterhalten hatten, begleiteten sie uns bis zur Treppe, die nach oben führt. Während sie in ihrem Elend zurückblieben mußten, stiegen wir

wieder nach oben dem Lichte und der Freiheit zu. Nach einmal drehen wir uns um, nachdem wir schon einige Stufen erklimmen hatten, und riefen ihnen nochmals zu: Glück auf! Wir kämpfen für euch, damit auch ihr einst wieder das Licht der Freiheit sehen möget! Und aus der Tiefe erklang die Antwort: „Speriamo“, wir hoffen.

Dieses Speriamo unserer italienischen Klassenbrüder ist es, das auch heute wieder alle Klassenbewußten Proletarier Deutschlands ergreifen hat und uns aufs neue einporen muß.

dem Faschismus noch mehrere solcher Schläge zu verfehlen wie am 13. März,

dann wird kein Schicksal in Deutschland besiegelt sein und auch nicht italienischen Brüdern neuen Mut und Kraft geben, möge, sich aus ihren Fesseln zu befreien. S. Fieberling.

Text und Melodie

Lustige Anekdoten von Musikern und Literaten

Der bescheidene Beethoven

Ludwig Beethoven erkannte stets neidlos die Bedeutung anderer an. Als ihm einmal Karl Maria von Weber, der Komponist des „Freischütz“, besuchte, rief der laube, mürrische, mit sich und der Welt zerfallene Meister, ihn umarmend aus: „Du bist Du ja, Karl, Du heiliger Teufel!“

Später schrieb Weber in sein Tagebuch: „Dieser raube, zurückstößende Mensch machte mich ordentlich die Cour und tat gerade, als ob ich viel größer sei als er. Dieser Tag wird mir immer denkwürdig bleiben.“

Mark Twain und die Maler

Als der große amerikanische Humorist noch nicht berühmt war, wurde er von einem Freunde in das Atelier eines Malers mitgenommen. Der Maler zeigte den beiden Literaten sein neuestes Bild, Twain ging darauf zu und tippte mit dem Finger darauf, um zu sehen, ob es auf Leinwand oder Holz gemalt war. „Im Gotteswillen“, schrie der Malersmann auf, „lassen Sie das Bild nicht an, es ist noch feucht!“

„Nacht nichts“, erwiderte Mark Twain ruhig, „ich habe alle Sandkühne an.“

Literatur ohne „R“

Zu allen Zeiten hat es Schriftsteller gegeben, die ihren Ehrgeiz darin setzten, in ihren Dichtungen ganz besondere Sprechstile fertig zu bringen. So entstand im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung eine Dichtung, die kein einziges R enthielt. Ihr Verfasser war der Dithyrambendichter Lasca. Etwa dreihundert Jahre nach unserer Zeitrechnung schrieb Aeschylus von Orando in griechischer Sprache eine Hias von 21 Gefängen, in denen der Reibe noch je ein Buchstabe des Alphabets fehlte. Der Mönch Gardano des 17. Jahrhunderts brachte das Kunststück fertig, in mehreren tausend Versen die Macht der Liebe zu besingen, ohne ein einziges R anzuwenden. Der Augsburger Georg Müller gab (im 16. Jahrhundert) mehrere Predigten heraus, die teils ohne L, teils ohne R geschrieben waren. Der Hamburger Dichter Brodes verfuhr die Stille nach dem Sturm anfänglich darzustellen, indem er in der Beschränkung jedes R verweilte. Hier also wird die Kunstfertigkeit wenigstens einem bestimmten Zweck untergeordnet und bekommt damit Sinn. Das Jahr 1788 brachte „Gebilde ohne den Buchstaben R“ von Burmann, während 1813 zwei Romane ohne R erschienen, dem berühmten Verfasser von Franz Ritter waren, der also, wenn er ganz sitzgemäß hätte sein wollen, seinen Verfasseramen schon hätte verdrängen müssen. Auch R übert die Kunstfertigkeit und bringt im „Mafomen des Hariri“ einen Mann, der kein R aussprechen kann und ein Gedicht machen muß, in dem kein R vorkommt.

Ein billiger Geschichtsschreiber

Wie eiferfüchtig die Meister der historischen Kunst aufeinander sein können, lehrt eine Anekdote. Die Alberto Zumbrojo in der Rivista di Roma erzählt: Es mögen wohl vierzig Jahre her sein, da hatte die Gräfin Lonatelli die unglückliche Idee, die beiden deutschen Historiker Mommsen und Gregorovius, dem berühmten Verfasser der Geschichte Roms im Mittelalter, in ihr gelobtes Haus zum Essen zu bitten: also den Geschichtsschreiber des alten Rom und den des Rom im Mittelalter. Theodor Mommsen hatte keine übermäßige Sympathie für Ferdinand Gregorovius, und zumindere für dessen Werk. Zerst während des Mahls, von einer Gesprächspause profitierend, damit keine kleine Bosheit in niemandem unter den Geladenen entgehe, hörte Zumbrojo Mommsen sich mit folgenden Worten an den Kollegen wenden:

„Sie beschäftigen sich mit Geschichte, Herr Gregorovius, so viel man mir sagt. Erlauben Sie mir, Ihnen ein wunderliches Thema zur Behandlung vorzuschlagen. Denken Sie, welche grandiose Geschichtspunkte! Warum schreiben Sie nicht eine Geschichte von Rom im Mittelalter?“

Jaoë jaoë

51

Taifün über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichtecker

Der Mob ging daran, die Tempel zu stürmen. Die Bonzen hatten sich hinter ihrem Anhang verschanzt, schleuderten Flüche und Verwünschungen gegen die blut- und heuchlerische Menge.

Mara und ihre Genossen riefen den Bettlern, Kranken und Greisen zu, sich anzuschließen, die diegedrossenen Pfaffen im Stich zu lassen und sich zu holen, was zu holen sei. Aber die aufwiegenden Reden konnten die Armen nicht umstimmen. Schließend wie ein Wall umstanden sie Priester und Heiligtümer.

Pfiffe. Die Rote begann sich vorwärts zu schieben. Mara eilte voran. Der hundertjährige Gelehrte hob beschwörend die Hände, zitierte schreiend Laoze:

„Fürchtet das Volk den Tod nicht mehr, wer leitet es aus Todesfurcht?“

Mara, knapp vor ihm, schlug ihm mitten ins Gesicht. Hinter ihr drängte, stieß sich der Vöbel; stampfte nieder, überrannte die Bettler, Kranken und Greise. Das tausendjährige China lag mit zerschmetterten Gliedern und zertretenen Leibern auf den Stufen, die zu den uralten Tempeln und Pagoden führten.

Die Bonzen betäubte man ihrer kostbaren Prunkgewänder. Modam hing man die Schwerdigen nackt auf. Gold, Perlen, Edelsteine befanden wie Exponate die blutgefärbten Steinfliesen im Innern der Heiligtümer. Dann schossen feurige Garben auf. Ein Spaltenregen prasselte nieder. Aechzen, Geschrei, Geflüche, Getöse.

Am Himmel schimmerte es rot.

In dieser Stunde tanzte man in den Hotels Rekord. Die große fahrende Welt mußte nichts von den Ereignissen an der Peripherie. Bild hämmerte der Jazzbohrmus. Einlullen welche, sinnliche Sonas.

Lillian hatte sich zurückgezogen. Esah in einer stillen Ecke, wo man sie nach bemerken konnte. Darin viel getrunz. Ihr Gesicht sah verkommen aus. Sie und da ein schwarzer Junge, der aufdringlich herzutrat. Sie legte feuchte Schminke auf, machte Maske. Tat dies mit Aufwand aller Kräfte. Ihre Hände drohten immer wieder matt und schlaff herabzufallen. Sie war schlüchzig. Aber sie fürchtete sich vor Esah, vor dem Erwachen daraus. Da war sie dann immer so elend. Darum schlief sie wenig.

Jetzt stand ihre Mutter, Mrs. Mabel Read, vor ihr. Lillian dachte ihr aus dem Weg zu gehen, suchte nach Ausflüchten. Sie konnte mit dieser Frau, die sie als Mutter liebte, nicht mehr zusammen sein. Wurde ganz heiß, wenn dieses Weib zu ihr sprach, sie ansah, sie umarmen wollte. Die ahnungslos sich steigende Liebe der alternden Frau zu ihr peinigte sie. Diese immer gequälten Jüge, die unheimliche Verhaltenseite an ihr, das, was zwischen ihnen stand, das Ungeheuer, konnte sie nie wieder ihrer Mutter nahe bringen. Lillian stierte vor Scham. Wurde rücksichtslos, grob, brutal. Ließ Mrs. Mabel allein zurück.

Die Mutter fixierte aus ihren tiefen dunklen Höhlen sinnlos ins Leere. Hatte nicht eine Träne im Auge. Wenn sie denken wollte, verwirren sich ihre Gedanken. Gebrochen setzte sie Schritt vor Schritt, bedächtig, schwer, langsam.

J., wieder im Hauptquartier der Revolutionspartei, empfing die Meldungen der Kolonnenführer. Noch immer war nicht das Wichtigste geschehen: das Elektrizitätswerk besetzt, das Licht in der Stadt angeschaltet. Und wo blieb Mara? Ungebuldig fragte er immer wieder nach Mara.

Mr. Wang, der Kassenhewer, hakte die Flagge mit dem gelben Drachen. Warf die Opiumraucher aufs Pflaster, schloß sich ein, verlockte sich. Der Menschenzug bewegte sich rasch, stoßweise gegen die Telefon- und Telegraphenzentrale, voran seine Führer. Ungefähr zehn Meter vor dem Gebäude gerät der dicke Strom ins Stocken. Ein Gedränge hebt an. Kopf an Kopf steht die Menge. Die Masse, plötzlich stumm, regungslos, ist wie in einer einzigen drohenden Faust geballt. Still und leer scheint es in dem vor ihr liegenden Hause zu sein. Kein Schimmer Licht, das Tor geschlossen. Unheimlich leblos liegt er da, der nächste Steinbau, über dessen Haupte sich ein Gewitter und Gestänge von Drähten nach allen Himmelsrichtungen spannen.

Aus den vorderen Reihen des Juges bildet sich ein bewaffneter Stoßtrupp. Rasch, erregt und geheimnisvoll beraten sich noch die Führer. Die Menschenmasse drängt immer wieder vor. Der Abstand von Gebäude und Menge wird immer geringer. Noch warten die Eingeweihten auf ein vereinbartes Zeichen aus dem Hause. Es kommt nicht. Erdbebenartige Schwere lagert über den zahllosen Köpfen. Unentschlossenheit, Spannung, Erregung. Untätig starren die Führer zu den Fenstern des Hauses hinauf. Die Masse schiebt sich immer weiter vor. Da klirrt ein Fenster, splittert Glas, fällt ein Gegenstand auf die Straße, rollt, wird von den Vorderreihen aufgehoben, aufgehoben, mit einem Schrei weggenommen. Der Kopf des Telegraphen-Clerk Goo, des Vertrauensmannes der Rebellen, der das Zeichen hätte geben sollen! Verleiert stehen die Führer da. Kein Zweifel, das Gebäude ist von Polizeitruppen besetzt. Wenige Sekunden hernach eine scharfe Gewehrjabe aus den Fenstern des Gebäudes. Scherzverhaltene Laute, dumpfes

Geräusch des Hinfallens von Leibern. Kein Schrei noch, einisch allein irdnisiges Entsetzen. Dann legt eine jähe ruckweise Bewegung ein. Stürzen auf die Telegraphenzentrale. Möglich im Rücken der Masse Knattern von Maschinengewehren. Man ist eingeschlossen von einer mächtigen, starken Faust. Die Hintere drängen vor, die Vorderen zurück. Hallende Schreie, heulendes Jammern von Weibern, schielles Getöse, dünne Edmergenslaute weinender Kinder, gleichmäßig eintönig mörderisches Schießen, das sich wie düres Holzgeschrei anhört. Die Masse verkrampft sich ineinander, ein unentwirrbarer blutiger Knäuel von Körpern. Tote, Verwundete eingepreßt, aufrecht zusammengedrückt. Die Geschlechter der Lebenden zu Fragen entstellt. Dann löst sich dieser einzige Körper tausender Seelen auf, flüchtet auseinander, zerfällt, fliebt, stürzt, läuft, läuft, läuft.

Vor dem Elektrizitätswerk das gleiche Schauspiel. Die Insurgenten haben sich hier verbarrikadiert, widersehen sich im hartnäckigen Kampfe der Polizeigewalt. Bomben bersten, verfehen. Vor den Regierungsgebäuden starke Polizeifordons. Laufs rattern gegen die herannahenden Massen. Panzerautos jagen den Flüchtenden nach. Barrikaden werden gestürmt, überannt, zertrümmert. Überall wird der bewaffnete Widerstand der Rebellen gebrochen. J., mit den Männern des Komitees in bestigster Auseinandersetzung, hielt mitten im Worte inne, als Mara wie besinnungslos hereinlief. In abgerissenen Sätzen, keuchend, stockend stellte sie mit, was sich in den Straßen ereignete. Redete, lallte wie, sammelhanglos. Und nun kamen in knapper Folge Mann um Mann, blutig, zerissen, halb wahnsinnig hereingeführt. Sie alle meldeten das gleiche: hunderte Tote und Verwundete bedeckten schon die Straßen. Die Polizei gehe rücksichtslos vor, die Revolution sei bis zum Morgen niedergeworfen, es müsse alles verraten sein.

J. stand aufrecht. Erwiderte trotzig, unnahgiebig den Blick Maras.

„Sie rief mit gellender Stimme: „Nichts kann verraten sein!“ Alle Augen waren auf sie gerichtet. „Was Verrat!“ schrie sie. „Dienen sie ihr! Die ganze Organisation hat ihre über den Hausen geworfen.“

J. sprach kalt und gelassen: „Kampf! Kampf! Bis ans Ende Kampf!“

Mr. Garrisons Pressen arbeiteten mit Hochdruck, überbrachten das bald nahe, bald entferntere Gewehrfeuer. Seine Reporter flohen ein und aus. Er selbst durchstreifte das Zeitungsgelände überall, wo er es für nötig hielt. Diktierte, gab Aufträge, empfing die Meldungen seiner Reporter, schnüffelte in den Druckereien telephonisch, durchsah die noch fruchten Briefenabzüge, kanti, Gummi, spie, rauchte, schrieb und gestülterte.

(Fortsetzung folgt.)